

Leseprobe aus:
Konrad Paul Liessmann
Lauter Lügen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Konrad Paul Liessmann

Lauter Lügen

und andere Wahrheiten

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung
der Kulturabteilung der Stadt Wien



1. Auflage 2023

ISBN 978-3-552-07342-5

© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © Arman Rastegar

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Inhalt

Vorwort 7

Lauter Lügen

Verschwörungstheorien und
andere Vergnügungen 11

Saubere Säue

Kultur und politische Moral 51

In guter Gesellschaft

Über soziale und
sonstige Beziehungen 89

Seichte Sprache

Bildungssplitter 129

Im Notstand

Zwischen Pandemie und
Klimawandel 167

Werte im Wandel

Zur Flexibilisierung
des Guten 211

Drucknachweise 251

Vorwort

Zur Ambivalenz von Zeitgenossenschaft

In einer der berühmtesten Szenen der Weltliteratur irrt ein junger Mann, der glaubt, in der Fremde für eine große Sache kämpfen zu müssen, am Rand eines Dorfes umher, Schüsse fallen, Reiter galoppieren vorbei, er wird leicht verwundet, sucht Zuflucht in einem Gasthof, flirtet mit den Töchtern der Wirtin und kehrt über Umwege in die Heimat zurück. Doch eine Frage bleibt, die sich Fabrizio, der zweifelhafte Held von Stendhals großem Roman »Die Kartause von Parma«, nicht beantworten kann: »War das, was er da miterlebt hatte, wirklich eine Schlacht gewesen? Und weiter: War das die Schlacht bei Waterloo gewesen?« Seiner eigenen Zeit gegenüber, so Stendhal mit milder Ironie, habe sich sein Protagonist wie ein Kind verhalten: neugierig, aber ahnungslos.

Zeitgenossenschaft ist eine undankbare Sache. Das, was vor den eigenen Augen geschieht, was man erlebt, was man aus den Medien erfährt, was an Nachrichten, Meinungen, Bildern auf uns einströmt, ist vorerst nicht viel mehr als ein Sammelsurium von unterschiedlichen Eindrücken. Diesen chaotischen Impressionen müssen wir erst eine Ordnung, eine Bedeutung verleihen, wir unterziehen sie einer Bewertung und Beurteilung, ohne wirklich alle Hintergründe zu kennen und die weiteren Konsequenzen abschätzen zu können. Wer sich der Aufgabe stellt, das Zeit-

geschehen zu kommentieren, von markanten Vorkommnissen auf den Geist seiner Zeit zu schließen, in manchen Nachrichten die Signaturen der Epoche zu erkennen, bewegt sich stets auf schwankendem Boden und dünnem Eis.

Der Kolumnist ist kein Chronist der laufenden Ereignisse, er wählt aus, lässt sich mitreißen von Debatten und Erregungen, in denen sich die Feuilletons und Nachrichtenportale selbst als Nabel der Welt missverstehen, er pflegt seine Vorurteile, interpretiert, spekuliert, glossiert. Im Gegensatz zum engagierten Haltungsjournalisten weiß es der Kolumnist nicht besser, er will auch nicht die Welt verändern, er möchte verstehen. Das ist schwer genug.

Und hinter all dem steht die Stendhal'sche Frage: In welcher Zeit lebe ich eigentlich? An welchen Ereignissen, die eine zukünftige Geschichtsschreibung als markant und epochal beschreiben wird, nehme ich gerade teil, von welcher Entwicklung, die sich als Wende zum Guten oder als erster Schritt ins Verhängnis erweisen wird, werde ich sagen können: Ich war dabei?

Zeitgenossen tendieren dazu, sich selbst und ihre Gegenwart zu überschätzen. Wer seine Beobachtungen mit der Floskel »Noch nie ...« einleitet, droht dieser Hybris zu verfallen. Das Wort des Predigers aus dem Alten Testament, dass es nichts Neues unter der Sonne gäbe, mag angesichts dramatischer technischer und sozialer Revolutionen etwas keck klingen, aber nicht nur für die Skandale und Skandälchen der Politik gibt es entsprechende Parallelaktionen in der Vergangenheit, auch die Warmzeiten, auf die wir zusteuern, hat es auf dieser Erde schon einmal gegeben. Ob man unter solchen Bedingungen als Mensch menschlich leben wird können, ist allerdings eine andere Frage. Und völlig falsch wäre es, sich an der Vergangenheit zu orientieren und aus dieser Lehren ziehen zu wollen, die nicht zu ziehen sind: Denn wohl irrt jede Zeit, jede irrt jedoch auf ihre Weise.

Im Unbestimmbaren der Gegenwart liegt eine große Lust und Versuchung. Als Wesen, die sich nach Sinn verzehren, können wir nicht umhin, alles Geschehen mit Bedeutung aufzuladen – im Großen wie im Kleinen. Von der pathetischen Geste, die aus kontingenten Aktionen gleich eine Zeitenwende ableiten möchte, bis zur schmeichelnden Verlockung, in intellektuellen und kulturellen Moden, die man selbst akklamiert, einen dramatischen Wandel der Gesellschaft zu erblicken, reichen diese Deutungsansprüche. Manchmal erfasst man ja tatsächlich Entscheidendes, manchmal liegt man damit einfach nur daneben.

Wer das je aktuelle Geschehen zur Sprache bringen will, ist vor solchen Fehlschlüssen nie gefeit. Diese können sich fallweise durchaus als produktiv erweisen. Mitunter ist es verblüffend zu sehen, wie schnell sich vermeintlich gravierende und vieldiskutierte Phänomene als belanglos herausstellen, im Gegenzug ist es ernüchternd, feststellen zu müssen, wie oft wirklich Wichtiges schlicht übersehen werden konnte. Tatsächlich ist es unmöglich, die Sensibilität gegenüber der Zeit, in der man lebt, so zu schulen, dass man auf Anhieb immer gleich zu sagen wüsste, was es ist, dem man jetzt gerade beiwohnt. Doch man kann es versuchen. Zeitgenossenschaft bedeutet, sich tastend dem anzunähern, was die Zeit, in der man lebt, ausmachen könnte. Die in diesem Band versammelten Texte stellen solche Annäherungsversuche dar.

Wien, im November 2022

Konrad Paul Liessmann

Lauter Lügen

Verschwörungstheorien und
andere Vergnügungen

Die nackte Wahrheit

Im Paradies, wir erinnern uns, waren die Menschen nackt, und sie schämten sich nicht. Erst nach dem Sündenfall, erst nachdem sie sich, verführt von der Schlange, dazu hinreißen ließen, vom Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen zu essen, sahen sie, dass sie nackt waren, und sie bedeckten ihre Blöße. An dieser Geste aber erkannte Gott, dass seine Geschöpfe sein Gebot übertreten hatten. Nur jemand, der das Gute von dem Bösen zu unterscheiden weiß, schämt sich seiner Nacktheit. Aber warum eigentlich? Ist das Böse nackt oder das Nackte böse?

Die biblische Geschichte, auch wenn sie uns im Wortlaut nicht mehr präsent sein mag, prägt unser Verhältnis zur Nacktheit noch immer. Gilt den einen die zur Schau gestellte Nacktheit als Ausdruck jener Sündhaftigkeit, die uns das Paradies kostete, sehen die anderen in einem natürlichen und unverkrampften Verhältnis zur Nacktheit die Wiedergewinnung eines paradiesischen Zustandes, wenn nicht im Garten Eden, dann wenigstens im Englischen Garten. Jenseits solcher Zuschreibungen bleibt Nacktheit, also der entblößte oder teilentblößte Körper, einer der stärksten Reize in einer reizüberfluteten Welt, und nicht einmal die inflationäre Präsentation nackter Haut in der Werbung und im Film, an den Stränden und im Internet, im Theater und im Kunstbetrieb vermochte daran etwas zu ändern. Worin besteht eigentlich die ungebrochene Faszination der Nacktheit in einer liberalen Gesellschaft, die schon längst und bis zum Überdruß alles gezeigt hat, was es zu zeigen gibt?

Nacktheit, und darauf verweist die biblische Geschichte, rührt

an ein zentrales Motiv menschlichen Selbstverständnisses: an sein Verhältnis zur Natur. Der nackte Körper ist der natürliche Körper, was an diesem zu sehen ist, ist der Mensch im Zustand seiner Tierheit. Es waren nicht die schlechtesten Exegeten, die wie etwa G. W. F. Hegel in der Vertreibung aus dem Paradies den Austritt des Menschen aus einer natürlichen Unmittelbarkeit und seinen Eintritt in das Reich der Kultur, der Vernunft, der Technik und der Zivilisation gesehen haben. Mensch sein heißt, seine Natur zu umhüllen, seine Blößen zu bedecken, seine unbehaarte Haut zu schützen, seiner Tierheit Einhalt zu gebieten. Deshalb ist der Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Körperscham von den Autoren der Genesis richtig gesehen worden: Nur ein Wesen, das in seinem Bewusstsein über die natürlichen Bedingungen seines Daseins schon hinaus ist, kann, ja muss sich dieser Natur schämen. Der nackte Körper wird so bis auf weiteres die Unzugänglichkeit einer Natur repräsentieren, der man ausgeliefert ist, aber nicht mehr ausgeliefert sein will – wenigstens nicht immer.

Nacktheit wird – und das begründet ihr Faszinosum – in jene Bereiche verbannt, in denen der Animalität noch Raum gegeben werden kann: im Privaten und im Intimen. Nacktheit ist deshalb in hohem Maße mit dem Erotischen und Sexuellen assoziiert, zu sehen, dass man nackt ist, bedeutet zu erkennen, dass man von einer Physis, einem Trieb, einem Begehren dominiert wird, das sich aller rationalen Kontrolle, aller zivilisatorischen Mäßigung entzieht. Sich seiner Geschlechtswerkzeuge zu schämen, bedeutet nicht, wie vielleicht naive Leser der Genesis glaubten, im Sex die Inkarnation der Sünde zu sehen, sondern das Eingeständnis, im eigenen Körper, allen Anstrengungen zum Trotz, letztlich etwas Unverfügbares vorzufinden. In der Regel ist es besser, dieses vor fremden Blicken zu verbergen.

Nacktheit ist nicht gleich Nacktheit. Der entkleidete Ober-

körper eines Landarbeiters sendet eine andere Botschaft aus als der entblößte Busen einer jungen Frau an einem Badestrand. Das Faszinosum und der Skandal von Nacktheit sind an ihre Bedeutung für intime Körperfunktionen gekoppelt. Funktionale Nacktheit am richtigen Ort ist unproblematisch, nackte Beine oder Oberarme stören höchstens, wenn dadurch eine Etikette verletzt wird. Der Mann in Shorts ist in der Oper fehl am Platz, im Freien kann man darüber hinwegsehen. Es ist die angedeutete oder demonstrierte Entblößung vor allem jener Körperteile, die das Begehren und den Sex symbolisieren, die in der Öffentlichkeit das zweideutige Interesse an der Nacktheit generieren. Und dies nicht nur, weil der öffentliche Raum nicht der richtige Ort für intime Signale ist, sondern vor allem, weil das Erotische selbst der vollkommenen Entblößung gegenüber höchst ambivalent ist.

Das Erotische lebt von einer Gestik des Entblößens, die weiß, dass das Wechselspiel von Enthüllen und Verhüllen nicht nur in einem faktischen Sinn das Begehren strukturiert, sondern dem Eros auch seine philosophische Dignität gibt. Denn immerhin dachte sich das Abendland die Wahrheit als ein Weib, das seiner Enthüllung harrt, ohne sich den lüsternen Blicken des Erkenntnis-suchenden je vollständig preiszugeben. Die nackte Wahrheit steht deshalb auch immer für eine Erkenntnis, die man sich unter Umständen lieber erspart hätte. Die Wahrheit, so notierte es sich einmal Friedrich Nietzsche, ist hässlich; aber wir haben die Kunst, damit wir an dieser Wahrheit nicht zugrunde gehen. Und genau aus diesem Grund verhüllen wir auch – mehr oder weniger ambitioniert – unsere Körper.

Im Spiel von Sein und Schein nimmt deshalb die Ästhetik des Verhüllens eine zentrale Rolle ein. Wohl kann manche Mode – man denke an das Dekolleté oder die Schamkapseln der Renaissance – die sexuellen Signale des Körpers unterstreichen, gleich-

zeitig kann damit aber auch eine Sinnlichkeit vorgetäuscht werden, die in Wahrheit nicht hält, was die Kleidung verspricht. Vor solchen Enttäuschungen bewahrt eine Verhüllung des Körpers, die überhaupt keine Rückschlüsse auf Konturen, Geschlechtsmerkmale oder gar nackte Haut mehr zulässt. Nicht nur Prüderie und ein überhöhtes Schamgefühl, auch die Bewahrung des Körpers als eines Geheimnisses, dessen Entbergung fast niemandem zusteht, mag so manche Religionen zu strikten Verhüllungsordnungen geführt haben – und das gilt für die Kutte des Mönchs ebenso wie für die Burka der muslimischen Frau.

Das Erotische selbst ist in hohem Maße ein Spiel mit dem Verbergen und Entbergen von Wahrheiten, und das zufällig oder gezielt dem Blick preisgegebene kleine Stück nackter Haut, das mehr erahnen als sehen ließ, galt lange als das sinnfälligste Moment in der Dynamik erotischer Begegnungen. Nirgendwo wird die Krise des Eros deshalb deutlicher als in der Dominanz von purer und unverblümt zur Schau gestellter Nacktheit. Kulturen der Nacktheit sind Kulturen ohne Erotik. Wer vor einer ersten Begegnung schon ein Nacktfoto des Begehrten auf seinem Smartphone vorfindet, dem bleibt es erspart, etwas Verborgenes mit zunehmender Spannung erst zu enthüllen. In der engen Kopplung unverblümt demonstrierter Nacktheit mit dem sexuellen Begehren verschwinden alle Zwischentöne, die das Erotische einmal gekennzeichnet, aber auch gefährlich, weil mehrdeutig gemacht haben. Die Nacktheit suggeriert jene Eindeutigkeit, nach der sich unsere Gegenwart, die es verlernt hat, mit Mehrdeutigkeiten umzugehen, verzehrt.

Aber auch die nur scheinbar aufgeklärte Geste, die Nacktheit zu einem unproblematischen Zustand der Natürlichkeit erklärt und offen propagiert, streicht den Körper als mögliches Objekt des Begehrens durch. Die Freikörperkulturen des frühen zwanzigsten Jahrhunderts und die davon abgeleitete durchaus prude

FKK-Ästhetik zeugen davon. Wohl lässt man alle Hüllen fallen, aber gleichzeitig wird mehr als deutlich, dass der nackte, vom Tageslicht ausgeleuchtete Körper kein erotischer Stimulus mehr sein kann und sein darf. Für diese Situationen entsexualisierter Nacktheit – ein anders Beispiel wären die unbekleideten, schwitzenden Leiber in einer Sauna – gilt deshalb auch ein strenges Regime des gezähmten Blicks. An einem Strand bestünde zwischen dem mit einem Burkini verhüllten und dem entkleideten Körper – so paradox es klingen mag – kein Unterschied: Beide sind dem erotischen Blick entzogen.

Öffentliche Versammlungen von Nacktheit offenbaren darüber hinaus ein unangenehmes Geheimnis: Der durchschnittliche nackte menschliche Körper ist nämlich eher unansehnlich. Ihn vor den Blicken der anderen zu verbergen, kann auch als Gebot der Höflichkeit und Rücksichtnahme gewertet werden. Vielleicht sahen Adam und Eva nach dem Biss in den Apfel vom Baum der Erkenntnis nicht nur, dass sie nackt waren, vielleicht sahen sie auch, dass sie eigentlich hässlich waren. Die Provokation des unbekleideten menschlichen Körpers besteht darin, dass wir diesen nur dort wirklich sehen und genießen können, wo er durch seine Schönheit über die Wahrheit seiner Nacktheit hinwegzutrusten vermag. Solches Glück wird uns aber wohl nur selten zuteil.

Feine Fakten

Wir leben also, so kann man es lesen, in einem postfaktischen Zeitalter. Ungeniert können Populisten Lügen verbreiten, ihre Anhänger wissen das und jubeln trotzdem oder vielleicht gerade deshalb. Dem Wahrheitsfreund graut, zumal er ja, so muss man den erschütterten Kommentaren zur *post-truth politics* entnehmen, in einer Zeit groß geworden ist, in der Wahrheit in der Politik noch eine entscheidende Kategorie war und sich die Wähler an den besseren und faktengetreuen Argumenten orientierten.

Natürlich stimmt diese in die Vergangenheit projizierte Idylle nicht. In der Politik wurde immer schon gelogen, und immer schon haben die Anhänger dieser Politik das augenzwinkernd akklamiert. Die Lügen, mit denen Colin Powell, Tony Blair und George W. Bush der Weltöffentlichkeit ihre Kriegsabenteuer, die bis heute Abertausenden Menschen das Leben kosten, schmackhaft machten, hatten keine Konsequenzen; und wie sagte doch Jean-Claude Juncker, der sich gerne als moralische Instanz gab: »Wenn es ernst wird, muss man lügen.« Haben wir das schon vergessen? Und als es darum ging, gute Stimmung für Flüchtlinge zu erzeugen, scheuten auch sogenannte Qualitätsmedien nicht davor zurück, jenseits der Fakten von gut ausgebildeten Frauen und jungen Ärzten zu schwärmen, die nun ins Land kämen.

Aber abgesehen davon: Erfreut sich eine postfaktische Attitüde gerade in progressiven Kreisen nicht seit langem großer Beliebtheit? Man erinnere sich an die Attraktivität des Konstruktivismus, der Wahrheit für die Erfindung eines Lügners hielt, oder an die Nonchalance, mit der in Genderdebatten Verweise auf biologische Fakten ignoriert und ins rechtskonservative Eck abgeschoben werden. Die neue Campus-Kultur, in der es von Mikroaggressionen und *Trigger Warnings* wimmelt, lebt doch davon, dass Fakten nichts, die Gefühle und Befindlichkeiten der

Betroffenen aber alles zählen. Und überhaupt: Gilt »Faktenwissen« nicht seit langem in der modernen Pädagogik und Didaktik als verzichtbar, ja als geradezu schädlich, da jugendliche Gehirne keinesfalls mit Wissen belastet werden dürfen, wenn es doch um Kompetenzen und Emotionen geht? Dass man nichts mehr wissen muss, weil die *Digital Natives* ohnehin alles googeln können, war eine dieser verheerenden reformpädagogischen Ideen, die sich nun anfangen, bitter zu rächen.

Allerdings: Zwischen einer postfaktischen Politik und einer postfaktischen Wissenschaft und ihrer Didaktik gibt es gravierende Unterschiede. Es mag sein, dass es in Zeiten sozialer Medien und ihrer Filterblasen für Politiker leichter ist zu lügen, ohne damit Anhänger und potentielle Wähler vor den Kopf zu stoßen; aber Wahlen in einer Demokratie waren nie Veranstaltungen zur Entscheidung von Wahrheitsansprüchen. In der Politik geht es nicht um Wahrheits-, sondern um Machtfragen. Anders in der Wissenschaft. Für sie ist Wahrheitsfindung die regulative Leitidee. Verzichtet sie darauf, weil alles Konstruktion oder Ausdruck ungerechter Verhältnisse ist, gibt sie sich als Wissenschaft auf. Wird das Konzept wissenschaftlicher Rationalität aus ideologischen oder moralischen Gründen außer Kraft gesetzt, ist dies viel bedenklicher und auch gefährlicher als die dreisten Flunkereien des einen oder anderen Wahlwerbers. Die Lügen in der Politik gehören gleichsam zum Geschäft, die Wahrheit hat sich der Parteiräson unterzuordnen. In der Wissenschaft jedoch sabotiert auch die wohlmeinende Lüge das Denken selbst.

Lauter Lügen

Auch die Guten lügen. Wer hätte das gedacht! Das Entsetzen, das sich nach der Entlarvung des preisgekrönten *Spiegel*-Journalisten Claas Relotius als Fälscher in den Feuilletons breitgemacht hatte, war entweder gut gespielt oder grenzenlos naiv. Natürlich lügen auch die Guten, vor allem dann, wenn sich die Wirklichkeit den Ideen des Guten zu widersetzen scheint. Neu ist diese Mischung von Fakten und Fiktionen wahrlich nicht, aber sie bescherte uns doch die eine oder andere interessante Fragestellung.

Dürfen zum Beispiel Dichter lügen? Was für eine Frage. Sie dürfen nicht nur, es ist ihr Geschäft. Die poetische Fiktion, die innerhalb und außerhalb von Sprachkunstwerken auftauchen kann, generiert allerdings ihre eigenen Wahrheitskriterien. Zu den Ergebnissen einer sehr alten Debatte über ästhetische Wahrheit gehört die Einsicht, dass diese selbst in der Form der Lüge erscheinen kann – wie umgekehrt übrigens die politische Lüge in Form der Wahrheit zu reüssieren vermag. Dass heute über die Wahrheitsverpflichtung der Literatur so gesprochen wird, als lebten wir in einer politisch korrekten Schrumpfform des platonischen Staates, aus dem bekanntlich die Dichter wegen ihres unverbesserlichen Hanges zum hemmungslosen Flunkern verbannt werden sollten, verwundert dann doch ein wenig.

Vielleicht sollte man sich in diesem Zusammenhang an einen Aphorismus von Friedrich Nietzsche erinnern, der da lautet: »Es führt zu wesentlichen Entdeckungen, wenn man den Künstler einmal als Betrüger fasst.« Und das war, anders als heute, nicht in einem moralisch abwertenden Sinn gemeint, sondern ein Lob. Der Betrug ist eine Methode der Erkenntnis. Nietzsches Kollege Søren Kierkegaard hat dies klar ausgesprochen: Man müsse die Menschen hineintäuschen in das Wahre.

Überhaupt Nietzsche. Er ist der Denker unserer Tage. »Sagen,

was ist.« Mit diesem Leitspruch Rudolf Augsteins wollte sich *Der Spiegel* reuig und zähneknirschend in Selbstkritik üben und auf seine alten, nun von einem Jungstar beschmutzten Ideale besinnen. Man hätte dieses Pathos lieber sein lassen sollen, denn diese Maxime stimmte noch nie. Niemand kann sagen, was ist – nicht einmal die empirischen Wissenschaften.

Sprache an sich, und dies war eine unüberbietbare Einsicht des jungen Nietzsche, stellt immer schon eine Verfälschung der Wirklichkeit dar. Jedes Wort ist eine Verkürzung, jeder Satz eine Deutung, jedes sprachliche Bild eine poetische Fiktion, jede Beschreibung bestenfalls eine Annäherung, wenn nicht eine glatte Erfindung. Und dabei geht es nicht um die klassische Lüge, bei der jemand das Gegenteil von dem sagt, was er selbst für wahr hält. Es geht bei all den aktuellen Skandalchen ja um Thesen und Texte aus dem Geist einer redlichen Überzeugung. Aber, um nochmals Nietzsche zu zitieren: »Überzeugungen sind gefährlichere Feinde der Wahrheit als die Lügen.«

Heißt das, dass wir die Scheidung zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Fakten und Fiktionen aufgeben sollten und alles zur poetischen Imagination erklären müssen? Mitnichten. Es kommt sehr wohl darauf an, unter welchen Bedingungen, in welchen Zusammenhängen, mit welchen Mitteln, mit welchen Absichten, mit welchen Hintergedanken wir uns an die Annäherung an die Wirklichkeit machen. Mindestens sollte man sich der Begrenztheit und Unzulänglichkeit seiner Mittel bewusst sein. Und man könnte vielleicht auch dem politischen Gegner zugestehen, sich durch seine Überzeugungen zu ähnlichen Feindseligkeiten der Wahrheit gegenüber hinreißen zu lassen wie man selbst. Dazu aber wäre Größe erforderlich, und das ist heute zu viel verlangt. Zumindest moralische Überlegenheit aber ist in einer Welt von lauter Lügen prinzipiell fehl am Platz.

Lob des Lügners

Unter dem Titel »Wahrheit und Politik« veröffentlichte die Philosophin Hannah Arendt im Jahre 1967 einen Essay, aus dem immer wieder gerne zitiert wird. Wenig Beachtung findet dabei allerdings Arendts Beobachtung, dass »Wahrhaftigkeit niemals zu den politischen Tugenden zählte und die Lüge immer als ein erlaubtes Mittel in der Politik galt«. Nicht alle haben dies so offen ausgesprochen wie Niccolò Machiavelli, der die Lüge für legitim hielt, wenn sie dem Machterhalt (das ist die böse Variante) oder dem Wohl des Volkes (das ist die gute Variante) diene. Dass mit der Wahrheit in der Politik, in der es um Machtansprüche, um den Kampf zwischen Meinungen und Ideologien geht, wenig zu erreichen ist, mag ein Gemeinplatz sein. Dennoch überrascht stets aufs Neue, mit welcher Verve ausgerechnet in diesem Feld Ehrlichkeit eingefordert und die Lüge als der große Sündenfall gebrandmarkt wird.

Über die moralische Bewertung der Lüge herrscht alles andere als Einigkeit. Und dies gilt nicht nur für die Politik. Wirklich konsequent vertraten lediglich Augustinus und Immanuel Kant die Auffassung, dass es unter keinen Umständen erlaubt sein könne, zu lügen, da damit der menschlichen Kommunikation, die auf Vertrauen beruht, der Boden unter den Füßen weggezogen würde. Andere sahen die Dinge etwas lockerer, wollten zumindest, wie Kants Zeitgenosse Benjamin Constant, die Notlüge »aus Menschenliebe« gestatten. Noch weiter ging Arthur Schopenhauer: Die Lüge kann ein Mittel sein, um sich gegen Angriffe zu wehren und der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Vor allem aber ist für den großen Pessimisten das bloße Verweigern einer Aussage kein Unrecht. Wer schweigt, lügt nicht. Manchen wird das gar nicht gefallen.

Braucht die Macht die Lüge? Ja, weil es kein Leben ohne Lüge

gibt. So sah dies zumindest Friedrich Nietzsche. Um an der Welt nicht zu verzweifeln, zeichnen wir von dieser ein geschöntes und verkürztes Bild, das unseren Interessen entspricht. Und nicht selten verschließen wir die Augen vor einer Wahrheit, die unsere Ideale konterkariert und von der wir fürchten, dass sie womöglich in falsche Hände gerät. Damit belügen wir uns selbst.

Nietzsche war kein Verächter der Lüge, eher im Gegenteil: Erst die Lüge macht die Menschen kreativ, stachelt ihre Phantasie und ihr Denkvermögen an. Lügner müssen einfallsreich sein, sie dürfen sich nicht in Widersprüche verwickeln, ihre Geschichten sollten plausibel klingen, und sie benötigen ein tadelloses und geschultes Gedächtnis. Ihr Medium ist nicht die plumpe, leicht durchschaubare Unwahrheit, sondern das Spiel mit Wahrscheinlichkeiten, Halbwahrheiten, Übertreibungen, Auslassungen und Zweideutigkeiten. Das hatte schon Sokrates dazu gebracht, den raffinierten Lügner Odysseus für fähiger und besser zu halten als den wahrhaftigen, aber einfältigen Achill.

Der Lügner hat immer einen Vorsprung: Er kennt auch die Wahrheit. Alle anderen tapen im Dunkeln. Aus dieser starken Position des Lügners rührt unsere Lust, diesen letztlich doch noch zu überführen. All unseren Scharfsinn wenden wir auf, um Ungereimtheiten und Erinnerungslücken aufzuspüren, wir sammeln fleißig Indizien, um die Wirklichkeit selbst gegen die vermeintliche Falschaussage in den Zeugenstand zu rufen. So versuchen wir, den Lügner in die Enge zu treiben. Fruchtet das nicht, mangelt es an Beweisen, achten wir auf verräterische Signale: das Zittern in der Stimme, die Bewegung der Hände, den unstillen Blick, das plötzliche Erröten der Wangen, die Verwendung von Phrasen und unscharfen Begriffen. Möglich, dass sich dadurch ein Lügner tatsächlich verrät. Aber dann war es ein Anfänger.

Hassen Hater?

Viel ist in letzter Zeit vom Hass im Netz die Rede. Für die Verfasser von Hasspostings hat sich ein neuer Anglizismus eingebürgert: *Hater*. Das klingt einerseits zeitgeistiger als der dumpfe deutsche Hasser und rückt den Protagonisten in die Nähe anderer Netz-Helden, wie dem *User* oder dem schon in die Jahre gekommenen *Surfer*. Aber der *Hater* ist auch die erste Erscheinungsform des Negativen und Bösen in den sozialen Medien, die sich hier als durchaus asozial erweisen. Zwar haben Kulturpessimisten immer schon davor gewarnt, dass das anonymisierte Internet nicht nur Bürgerbeteiligung, *Liquid Democracy*, Schwarmintelligenz und einen neuen Journalismus von unten hervorbringen wird, aber dass sich Aggression und Hass in seinen übelsten Formen so rasch und so flächendeckend bemerkbar machen könnten, überstieg auch die Befürchtungen der Netzskeptiker. Drohend zeichnet sich nun für Besorgte gar eine neue Herrschaft des Pöbels ab.

An Vorschlägen, wie mit dieser Gefahr umzugehen sei, mangelt es nicht. Von Aufklärung über pädagogische Interventionen bis zur strafrechtlichen Verfolgung reicht der Katalog der Maßnahmen, die erwogen werden. Eher selten ist allerdings davon die Rede, dass der alten, lange verpönten Tugend der Selbstbeherrschung wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte: Es muss nicht jeder Affekt gleich aller Welt kommuniziert werden. Einer Generation, der man eingeredet hat, dass Gefühle unantastbar sind, wird das schwer zu vermitteln sein. Dafür beginnt die tiefenpsychologische Ausdeutung der *Hater*: Was sind das für Menschen, aus welchen Verunsicherungen, falschen Informationen, Lügengespinsten und *Fake News* speist sich dieser Hass, ist er Ausdruck eines Gefühls der Ohnmacht oder ein Protest gegen politisch korrekte Sprachvorschriften, sind es nur alte Ressenti-

ments, oder handelt es sich um tiefer liegende Symptome sozialer Verwerfungen?

Das sind berechnete Fragen. Dennoch fehlt in dieser Debatte ein wesentlicher Aspekt: die Virtualität, die all dies trägt und erlaubt. Fast niemand, so lässt sich vermuten, würde einem realen Gegenüber solche Tiraden des Hasses und der Verachtung entgegenschleudern wie im Schutze der Anonymität des Netzes. Und *Likes* sind schnell vergeben, auch für das Böse. Wenn dies stimmte, stellte sich aber auch die Frage: Wie wirklich ist der virtuelle Hass eigentlich? Stecken tatsächlich jene starken Emotionen und Affekte dahinter, die wir gerne unterstellen? Die von den Propagandisten des Netzes forcierte These, dass es keinen Unterschied zwischen Realität und Virtualität mehr gebe, fällt nun auf diese zurück. Haben nicht wir selbst es verlernt, zwischen Fakten und Fiktionen zu unterscheiden?